

Miszellen

Zur Geschichte des Streittages

Die erstmalige Erwähnung des Begriffes „Streittag“ erfolgte in einem Schreiben des Rates von Freiberg an das Oberbergamt am 11. Oktober 1842 (vgl. Stadtarchiv Freiberg, I, Ba 115 „Ratsprotokolle 1842“). Dieses Wort wird den Bergleuten bereits schon früher geläufig gewesen sein, die amtlichen Stellen nannten ihn Maria-Magdalenen-Tag, und er wurde am 22. Juli als besonderer bergmännischer Feiertag begangen. Wie es zur Entstehung des Streittages kam, soll hier beschrieben werden.

Verschiedene Quellen besagen, dass am Maria-Magdalenen-Tag besondere Festlichkeiten stattgefunden hätten. Zur Mär muss wohl gerechnet werden, dass der 22. Juli ein Feiertag war, weil 1297 Freiburger Bergleute ihre Stadt für den Landesfürsten Adolf von Nassau gegen Friedrich den Freidigen „erstritten“. Bekannt ist, dass am 22. Juli der Namenstag der Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg II., Magdalena-Sibylla, in Schneeberg festlich begangen wurde.

Ein großes Vogelschießen veranstaltete am 22. Juli 1678 der Rat zu Freiberg. Es wurden der Kurfürst Johann Georg II. mit seiner Gemahlin Magdalena-Sibylla und anderen Fürstlichkeiten des Dresdner Hofes sowie die Räte von Dresden und Schneeberg eingeladen. Der große Festumzug bewegte sich von der Stadt zur Vogelwiese am Spittelwald. Er bestand aus mehreren Teilen. Den ersten Zug bildeten 50 Freiburger und Brander und den zweiten Zug 50 Halsbrücker Bergjungen. An der Spitze beider Züge schritt je ein Steiger. Drei Spielleute mit Zither, Bock (Pfeife) und Leyer marschierten zwischen beiden Zügen. Dahinter wurden die von der Stadt Freiberg gestifteten Gewinne (Leder, Kniebiegel, Hose, Schuhe usw.) getragen. Auf dem Festplatz kämpften die Bergjungen mit Pappgrubenbeilen und zusammengerollten Ledern gegeneinander, die Gewinne erhielten die Sieger.

Auch im Jahre 1680 feierte Freiberg den Namenstag der Kurfürstin, die von der Stadt ein Silbergeschirr und Wein als Geschenk erhielt. Wieder ein Jahr später feierte sie ihren Namenstag am Hungerborn im Freiburger Spittelwald. Diesmal überreichte ihr die Stadt kein Geschenk, was die Kurfürstin ungnädig aufnahm. So wurde schließlich doch noch ein Eimer Wein und ein Fass Bier auf den Festplatz gebracht und ihr übergeben. Der Maria-Magdalenen-Tag wurde wahrscheinlich als Feiertag begangen. Die Bergleute erhielten die Freischicht nicht vergütet. Daraufhin soll die Kurfürstin angeordnet haben, dass ihr Namenstag als bergmännischer Feiertag begangen werde.

Anfang des 18. Jahrhunderts wurde er bei voller Löhnung begangen (vgl. Betriebsarchiv des VEB Verarbeitungsbetriebes Halsbrücke) und Freiberg feierte den Streittag regelmäßig. Die umliegenden Dörfer legten den Gottesdienst zum Teil auf den Sonntag oder hielten ihn gar nicht ab.

Im Jahre 1737 fiel der Maria-Magdalenen-Tag auf einen Montag. Der Superintendent Christian Friedrich Willisch glaubte recht zu handeln, wenn er die Feier auf den Sonntag vorverlegte. Er verkündete dies eine Woche vorher von der Kanzel. Fünf Bergleute erklärten ihm ungestüm, dass er ihnen einen Feiertag entzogen hätte. Willisch wollte von den Bergleuten einen Beweis, dass der Tag wirklich ein bergmännischer Feiertag sei. Er würde dann gern ihrem Wunsch willfahren und die Verlegung abkündigen.

Die Bergleute sagten ihm, dass eine Frau Magdalena Hungerin gewesen sei, die am Hungerborn, wo die Bergleute Wasser holten, ein frommes Gestift gemacht habe, dass die Bergleute diesen Tag immer als Feiertag begehen sollen. Die Kurfürstin Maria-Magdalena Sibylla habe am Hungerborn ihren Namenstag verbracht. Von den Gruben seien Knappen gekommen, um Wasser zu schöpfen. Dabei erfuhr Magdalena Sibylla, dass die Bergleute eingefahren seien. Daraufhin ordnete sie an, dass von nun an ihr Namenstag als Feiertag begangen werden solle.

Der Superintendent Willisch glaubte den Ausführungen nicht und verlangte einen Bescheid vom Oberbergamt Freiberg. Vor der Tür des Superintendents trafen die Bergleute auf sechs Bergälteste und wurden zur Rede gestellt. Die fünf Bergleute hatten ohne Zustimmung der Vorgesetzten gehandelt und ihre Namen wurden notiert.

Da das Oberbergamt nun keinen Bescheid an die Kirche schickte, blieb es bei der Verlegung. Am Samstagabend warfen daraufhin einige unbelehrbare Bergjungen, die nicht gefasst wurden, Steine an die Fensterläden des Hauses des Superintendents. Am Montag früh befand sich ein Zettel an seiner Haustür mit dem Text: „Er

habe aus zwei Feiertagen einen und aus zwei Predigten eine gemacht.“

Die Bergleute fuhrten nicht an und versammelten sich im guten Kittel für gewöhnlichen Wochentagspredigt. 4000 Bergleute versammelten sich im Hospitalwald. Das Oberbergamt schickte eine Abordnung dorthin mit dem Ziel, die Bergleute mit Worten auseinander zu treiben und zu zerstreuen. Das Vorhaben gelang jedoch nicht, vielmehr drangen einige Bergleute in das Oberbergamt ein und führten den Berghauptmann von Kirbach, Bergrat Typken und andere Beamte auf den nahen Schlossplatz. Hier stand ein Tisch mit Feder und Tinte, und hier sollten sie das vom Superintendenten Willisch geforderte Schriftstück aufsetzen und unterschreiben.

Der Berghauptmann von Kirbach berichtete den Vorfall pflichtgemäß an August den Starcken und fügte ein getrenntes Schreiben bei. Darin schrieb er: „Vier Bergleute seien bei ihm gewesen und gebeten, den Tag nicht zu kürzen. Die Unruhen unter den Knappen würden sonst noch größer werden.“ Von Kirbach schlug dem Kurfürsten vor, die Bergleute sollten wegen der Vorkommnisse um Entschuldigung bitten und um Schenkung des Tages nachsuchen. Er würde das Gesuch befürwortend weitergeben.

Bereits am 26. Juli traf die Antwort aus Dresden ein. Danach solle das Oberbergamt auf Gehorsam achten und die Aufrührer nach Dresden schicken. Gleichzeitig erhielt der Oberbergmann ein gesondertes Schreiben. Er möchte nach seinem Vorschlag handeln. Bereits am nächsten Tag ließ von Kirbach vier Bergleute zu sich kommen und riet ihnen, wie sie das Unrecht wieder gut machen und zu ihrem Feiertag kommen könnten.

Am 29. Juli gingen nun sechs Mann zum Berghauptmann und baten um Verzeihung wegen der Tumulte, und er möge sich für die Erhaltung des Feiertages beim Kurfürsten einsetzen. Von Kirbach riet ihnen jetzt, vom Notarius Ehrenhaus ein Schreiben an den König verfassen zu lassen. Dieses ging am 30. August begleitet mit einem Brief des Berghauptmanns nach Dresden ab. Am 4. September berichtete der Superintendent sehr wortreich und umständlich über die Entstehung des Tumultes nach Dresden. Auf Anordnung des Kurfürsten suchte das Oberbergamt weiter nach den Gründen und bestellte die fünf Bergleute, die beim Superintendenten waren, zum Verhör auf das Amt. Während des Verhörs eilten mehrere Bergleute zu den nächstgelegenen Gruben und holten die Kameraden herbei. Nach kurzer Zeit kamen 100 Bergleute vor dem Oberbergamt zusammen und forderten die Freilassung der fünf Bergkameraden. Um weiteren Lärm zu vermeiden, geschah dies auch.



Abb. 1: Freiburger Knappschaftsältester in der Uniform von 1830

Nun konnte man es nicht mehr riskieren, sie nach Dresden zu bringen, weil sich sonst die Unruhen unter den Bergleuten noch vergrößerten. Im November wurden drei Kompanien Soldaten nach Freiberg verlegt. Die Lohnzahlungen fanden nicht wie üblich im Bergamt, sondern auf den Huthäusern statt.

Später erschienen ein Kommissar und zwei unparteiische Beamte aus Dresden, um die Untersuchungen weiterzuführen. Auf ihren Bericht kam keine Antwort aus Dresden. Daraufhin fuhrten acht Bergleute in die Landeshauptstadt und „Tuen einen Fußfall!“. Da sie aber nicht beschieden wurden, blieben zwei Bergleute ein Vierteljahr in Dresden und warteten auf den Beschluss. Bevor eine Verfügung erlassen wurde, hielten die Bergleute die Kornwagen am 11. März 1738 vor dem Markttag auf.

Am 16. April 1738 traf die inzwischen ergangene Verfügung in Freiberg ein. Sie besagte, dass das Maria-Magdalenen-Fest als bergmännischer Feiertag einzuhalten sei. Die Verkündung erfolgte am 26. April 1738 im Bergamt vor einem Ausschuss von Bergleuten. Jetzt kehrte unter dem Bergvolk wieder Friede ein.

Neue Unruhen entstanden aber bereits am nächsten Bußtag, da dieser als Feiertag wegfiel. Die Bergleute wehrten sich, die Bußtagsschicht einzuarbeiten. Am 15. November 1738 zog die Bruderschaft zur Grube „Gelobtes Land“, hier war befohlen, zur Schicht einzufahren. Solches wurde verhindert und vom Steiger die Versicherung gefordert, dass er keinen anfeh-

ren lasse. Nach der Bergpredigt am 13. Dezember 1738 wollten die Bergleute den Bergmeister sprechen. Dieser ließ sich verleugnen und fuhr stattdessen nach Dresden.

Anfang 1739 kam abermals eine Kommission nach Freiberg, um die Ursachen der Tumulte nochmals zu untersuchen. Das am 25. Februar 1739 verkündete Mandat des Königs enthielt Androhungen der schwersten Strafen wegen der Zusammenrottungen und Tumulte. Am 23. März 1739 wurden demzufolge fünf Bergleute unter 40 Mann Bedeckung nach Dresden gebracht. Nach 17 Wochen kehrten drei Bergleute nach Freiberg zurück und ein Jahr später kamen die beiden letzten in die Heimat zurück; einer starb kurz darauf.

Die Festlegung aller zu haltenden Feiertage beinhaltete dann die Registeranweisung vom 7. Juni 1764. Anlässlich der Quartalsbergpredigten wurde eine Kirchenparade abgehalten. In der Beschreibung der Parade von 1748 heißt es u. a.: „daß sich

früh der Bergmeister und die, welche mit ihm im Unteramte sitzen, sich im Oberbergamte versammeln. Die Berg- und Hüttenarbeiter gehen zu ihrem Obersteiger oder Schichtmeister. Um drei Viertel sechs Uhr wird eingelaufen, dann gehen die im Bergamt versammelten in folgender Ordnung zur Kirche: 2 Geschworene, darauf die Knappschaftsältesten (Abb. 1). Zur gleichen Zeit gehen die Bergleute von ihrem Versammlungsplatz ab, Obersteiger, Untersteiger, Zimmerlinge, Ganghauer, Häuer, Knechte, Grubenjungen, Scheidesteiger, Scheide- und Waschjungen.“

Nach der Bergpredigt fanden die Quartalsabrechnungen im Oberbergamt statt. Der Tag Maria Magdalena lag fast am Quartalsende. An diesem Tag fanden keine Feiern statt. Am 8. Januar 1791 unterbreitete das Oberbergamt den Vorschlag, künftig nur noch eine Quartalspredigt (Abb. 2) im Jahr abzuhalten. Begründet wurde der Vorschlag mit dem Trinken von Branntwein durch die Bergleute und

die winterlich beschwerliche Reise nach Freiberg zur Predigt. Das Bergamt entschied sich am 4. Juli 1791 für die Beibehaltung der bisherigen Praxis.

Am 11. Oktober 1842 schrieb der Rat von Freiberg an das Oberbergamt, dass am Maria-Magdalenen-Tag (dem so genannten Streittag) niemand in der Kirche den bergmännischen Feiertag begehe. Er möge abgeschafft werden, damit die Händler ihre Läden öffnen könnten. Auf Befragung des Bergamtes durch das Oberbergamt wurde die Beibehaltung des Maria-Magdalenen-Tages und die Abschaffung der vier Quartalspredigten beschlossen.

Am 16. Januar 1844 regte das Oberbergamt an, am Maria-Magdalenen-Tag eine feierliche Bergparade abzuhalten, und die Gruben sollten für ihre Belegschaft ein Fest geben. Das Bergamt befürwortete den Vorschlag am 30. März 1844 und erörterte die Richtlinien für die Parade. Am Aufzug sollten 400 ausgesuchte Bergleute in

vollständiger Paradeuniform und die anderen mussten in Halbparade am Kirchgang teilnehmen. Die Aufstellung erfolgte vor dem Erbschen Tor, der Abmarsch zum Dom fand um acht Uhr statt.

Am 3. Mai 1845 wurde das Ministerium darüber informiert, und es bestätigte den Vorschlag am 10. Juni 1845. In diesem Jahr wurde nur noch der Streittag gefeiert. 1846 fand die erste Streittagsparade statt, an der sich 400 Bergleute in 16 Zügen beteiligten. Im Jahre 1853 wurde am Streittag gleichzeitig dem 300-jährigen

Todestag des Kurfürsten Moritz gedacht. Es fand eine prunkvolle Parade, die durch Hüttenleute auf 600 Teilnehmer verstärkt wurde, statt: „Du bist die Krone und Zierde der Sachsen, Du bist der Silber-Berg einzig noch allhier, Dich hat der Höchste so lassen anwachsen, Daß man noch immerdar findet in dir Reichlich Metallen in Gängen und Klüft, Die man bey andern nicht also antrifft.“

Alexander Weinhold, Freiberg



Abb. 2: Titelblatt der Quartals- und Bergpredigt von 1759

Zinkhütte und Walzwerk Giesches Erben in Katowice-Szopienice

Geschichte der Zinkhütte

Die Geschichte der Nichteisen-Metallhütte Szopienice (Abb. 1) geht zurück auf das Jahr 1834, als die Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben in der Gemeinde Szopienice/Schoppinitz eine eigene Zinkhütte namens Wilhelmine gründete. 1845, in einer Zeit als die Erben von Giesche auf dem Gebiet von Szopienice/Schoppinitz, Klein-Dombrowka/Eichenau und Rosdzin das gesamte Zinkhüttenwesen aufbauten, wurde in der Zinkhütte Wilhelmine mit der Kadmiumproduktion begonnen. 1861 erfolgte im Tausch gegen die Zinkhütte David und die Kohlengrube König Saul in Chropaczow die Übernahme der Paulshütte mit Anteilen von Abendstern in Klein-Dombrowka/Eichenau. Später nahm man aus Gründen des Umweltschutzes an der Grenze des Ortes, jedoch in der Nähe der Paulshütte, eine Bleihütte in Betrieb, die ihren Namen nach dem seinerzeitigen Vorstandsvorsitzenden der Gesellschaft von Giesches Erben, Walther Croneck, erhielt. 1880 wurden die Besitzungen durch Ankauf der Hütte Norma von A. Wolff sowie den Erwerb des Gebiets südlich der Paulshütte vergrößert, zudem wurde entlang der Bahnlinie von Szopienice nach Siemianowitz eine weitere Zinkhütte namens Bernhard in Betrieb genommen. Im Jahre 1900 erzielte der Hüttenkomplex, in dem 2124 Arbeiter angestellt waren, eine Zinkproduktion von 24 822 t. Produkte der Hütten Wilhelmine und Paul waren hoch begehrt, so dass sich die exklusiven Marken WH und PH

an der Londoner Börse eines großen Interesses erfreuten. Nach nochmaligem Ausbau der Standorte bei gleichzeitiger tiefgreifender Modernisierung der Einrichtungen entwickelte sich der Hüttenkomplex in Szopienice/Schoppinitz Anfang des 20. Jahrhunderts zum größten Ort der Herstellung von Nichteisen-Metallen in Schlesien, in Bezug auf die Produktion von Kadmiumprodukten sogar zum weltweit größten Erzeuger. 1912 wurden erstmals Röstgeräte der Firma Saeger eingesetzt sowie die Hütte Uthemann in Betrieb genommen, 1928 begann man mit der modernsten Zinkelektrolyse. Die Zeit nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs veränderte die Struktur der Hüttenwerke in Szopienice/Schoppinitz ganz entscheidend. Von 1947 bis 1949 wurde hier eine Kupferraffinerie als Filiale eröffnet. Sie bestand aus einem Satz Feuerraffinationsöfen und der elektrolytischen Raffinierung von Kupfer. Im Jahre 1950 erfolgte die Zusammenfassung der Zinkbetriebe Szopienice/Schoppinitz zu einem Unternehmen namens Hüttenbetrieb Szopienice. Im Rahmen weiterer Modernisierungsmaßnahmen wurden 1955 die Silberproduktion und 1958 die Erzeugung von Schwefeldioxid aufgenommen. Nach 1970 kam es abermals zu einer tiefgreifenden Umstrukturierung, wobei der vormalige schwerindustrielle Hütten- zu einem Verarbeitungsbetrieb umgewandelt wurde. Ausweis dessen war die Umbenennung in Nichteisen-Metallhütte Szopienice. 1973 konnte ein Profilwalzwerk für Kupfer, in dem 8 mm bis 18 mm starker Kupferdraht von bis zu 80 000 t pro Jahr erzeugt wurde, in Betrieb genommen werden. Das Profilwalzwerk arbeitete vollständig automatisiert und unter Anwendung neuester Technologie. Damit verbunden war eine erhebliche



Abb. 2: Walzenzug-Dampfmaschine der Wilhelmshütte AG Sprottau, Fabriknummer 2025

Reorganisation der Belegschaft. Nach Beendigung der Montage wurde 1976 zunächst eine neue Gießerei, in der Wellen und Buchsen aus Kupfer, Bronze und Messing unter Anwendung des Stranggusses gegossen wurden, in Gang gesetzt. 1978 waren dann die drei Jahren andauernden Bau- und Montagearbeiten des größten im Rahmen der Umstrukturierung geplanten Projekts abgeschlossen: ein Walzwerk für Kupferblech und dessen Metalllegierungen. Es war zugleich die im weltweiten Maßstab modernste Abteilung des gesamten Hüttenkomplexes, deren weitere Modernisierung auch in den Folgejahren beständig fortgesetzt wurde. Um Freiflä-



Abb. 3: Das ehemalige Verwaltungsgebäude im heutigen Zustand

chen in der Produktion auszunutzen, erweiterte man das Sortiment der hergestellten Produkte alsbald um dünnwandige Kleinröhren. Am 1. Juli 1998 wurde die Nichteisen-Metallhütte Szopienice durch Bescheid des polnischen Finanzministeriums in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Aufgrund gesteigerter Umweltauflagen waren bereits seit den 1980er-Jahren besonders umweltschädigende Werkstücke stillgelegt worden, zugleich hatte man sich nun hauptsächlich auf die Verarbeitung von Kupfer konzentriert. Im Zuge dieser Maßnahmen verbesserte sich abermals die Produktqualität, was letztlich zu einer Zertifizierung der Nichteisen-Metallhütte Szopienice nach ISO-Norm 9001 führte. 2000 wurde die Hütte zunächst von der Finanzgruppe Impexmetal übernommen, seit 2005 gehört sie zur Boryszew AG. Aufgrund eines über 170 Jahre erworbenen Erfahrungsschatzes und vor allem der in den letzten 30 Jahren umgesetzten Maßnahmen erfüllt die Nichteisen-Metallhütte Szopienice heute problemlos die hohen von der EU geforderten Standards innerhalb des Produktionssektors.

Industrielles Erbe

Trotz aller Modernisierungsmaßnahmen sind innerhalb des Hüttenkomplexes bedeutende industriekulturelle Belege der Walztechnik mit Dampftrieb aus den Jahren von 1904 bis 1917 erhalten geblieben. Zu nennen ist zunächst die Anlage, die aus vier mit den Längsachsen hintereinander aufgestellten Walzenzug-Dampfmaschinen besteht, wobei sich die Dampfmaschine in einem schmalen Raum befindet. Die Kurbel-

wellen ragen durch Mauerdurchbrüche in die benachbarte Walzwerkshalle, in welcher die Duo-Gerüste stehen. Bei den Walzenzug-Dampfmaschinen der Wilhelmshütte AG Sprottau aus dem Jahre 1909 (Fabriknummern 2025 bis 2028, Abb. 2) handelt es sich um nicht reversierbare Tandemmaschinen mit Bajonettrahmen und Widmann-Ventilsteuern sowie hinten liegendem Niederdruck-Zylinder. Das Schwungrad mit ca. 7500 mm Durchmesser in Walzwerksausführung befindet sich im Nachbarraum direkt neben dem Walzgerüst, die Drehzahl liegt bei 30 bis 35 Umdrehungen pro Minute. Die Dampfmaschine der Maschinenfabrik Grevenbroich AG, vermutlich ebenfalls aus dem Jahre 1909, ist eine schiebergesteuerte Zweikurbel-Verbundmaschine mit Bajonettrahmen. Der Hochdruck-Zylinder besitzt Expansionssteuerung mit stehendem Gewichtsregler, der Niederdruck-Zylinder einfache Flachschieber.

Außer den beschriebenen Maschinen sind in der ansonsten leer geräumten Gießhalle ein Gießkarussell und ein Gießofen noch vorhanden. Darüber hinaus existiert auch noch das alte Verwaltungsgebäude der Hütte (Abb. 3), während die eigentliche Zinkhütte mit den Muffelöfen vom Nachfolgebetrieb bereits abgerissen wurde. Heute bemüht sich ein engagierter Verein aus ehemaligen Hüttenleuten, die vorrangig leitende Funktionen innehatten und bereits eine Vielzahl historischer Unterlagen zusammengetragen haben, um den Erhalt der Gießhalle und des Verwaltungsgebäudes. Bei letzterem wird sogar durch ein Vereinsmitglied einmal wöchentlich die Turmuhr aufgezogen. Es wäre zu wünschen, dass es dem Verein trotz finanzieller Engpässe gelingt, das einmalige Maschinen-

ensemble in der Gießhalle sowie das Verwaltungsgebäude vor dem Abriss zu bewahren. Hierzu wäre es vielleicht möglich, die Gießhalle um den leer stehenden Teil zu verkürzen, was die Erhaltungskosten verminderte.

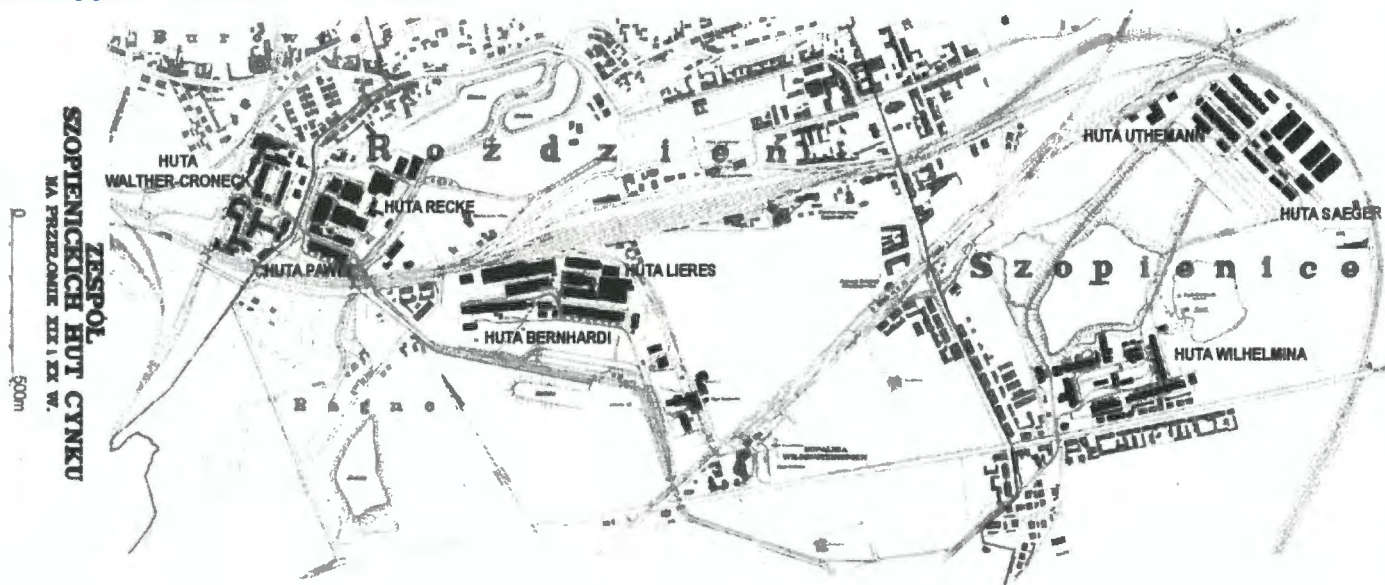
Ulrich Haag, Píbram/Tschechische Republik

Chronik der Wismut – Eine Annotation

Jahrzehntelang wurde in der DDR der Uranbergbau als Rüstungsbeitrag der UdSSR betrieben und allein von ihr genutzt. Erst unmittelbar nach der Herstellung der deutschen Einheit erfolgte zur Jahreswende 1990/91 die Einstellung der seit 1946 in Sachsen und später auch Ostthüringen betriebenen Uranerzgewinnung. Die daraufhin als Sanierungsgesellschaft gegründete Wismut GmbH in Chemnitz hat gemäß Berggesetz der Bundesrepublik Deutschland nach der Betriebseinstellung die Ausarbeitung einer ausführlichen Dokumentation veranlasst, die angesichts des besonderen Interesses der Öffentlichkeit ausführlicher als sonst üblich ausgefallen ist und zu gegebener Zeit sogar weiter ergänzt werden soll. Wegen des Umfangs von 2744 Seiten wurde von einer klassischen Drucklegung abgesehen und die digitale Form einer CD-ROM gewählt: „Wismut. Chronik der Wismut, hrsg. von der Wismut GmbH, Chemnitz, ergänzte Ausgabe 2006“.

Die Chronik bietet eine höchst informative Materialsammlung zu Ereignissen und Objekten der über 40-jährigen Entwicklung des Unternehmens, enthält sich aber weitgehend einer Wertung und Darstellung politischer Aspekte, die erst nach Durchsicht weiterer Unterlagen umfassend historisch ausgewertet werden sollen. An vorliegender Ausarbeitung waren 116 Autoren beteiligt, die zu einem erheblichen Teil als leitende Mitwirkende des Bergbaugeschehens längere Zeit in der SAG bzw. SDAG Wismut gearbeitet und ihren unmittelbaren Erfahrungsschatz in die Chronik eingebracht haben. Das war besonders deshalb notwendig, weil die schriftliche Überlieferung des Unternehmens zum Teil recht lückenhaft bzw. bisher nur partiell für die deutsche Forschung zur Einsicht verfügbar ist. Eine redaktionelle Feinabstimmung der von den 116 Autoren erarbeiteten Beiträge konnte bisher nur in begrenztem Umfang vorgenommen werden, kleinere Wiederholungen und divergierende Zahlenangaben sind deshalb nicht vollkommen ausgeschlossen. Dass bei gleichartig angelegten Abschnitten ver-

Abb. 1: Lageplan der Nichteisen-Metallhütte Szopienice



schiedener Teilautoren kein einheitliches Strukturschema zugrunde liegt, ist dagegen störend. Die Chronik beginnt mit einem sehr ausführlichen Inhaltsverzeichnis (S. 9-17), das den Lesern günstige Zugriffsmöglichkeiten zu den Inhalten bietet. Insgesamt ist das Werk in drei Hauptabschnitte eingeteilt:

1. Entstehung und Entwicklung des Uranbergbaus in der DDR (überblicksartige Einführung, S. 18-915)
2. Beschreibung der Erkundungsgebiete, Lagerstätten und Betriebe der SAG/SDAG Wismut (S. 916-2549)
3. Sanierung der Hinterlassenschaften des vorangegangenen Uranbergbaus seit 1990 (S. 2550-2744).

Bei der Benutzung des Werkes ist zu beachten, dass die genannten Seitenzahlen zwar für das Auffinden bestimmter Sachverhalte im CD-Text entscheidend sind, aber nicht mit den Angaben auf der jeweiligen Seite korrespondieren, weil dort jedes Unterkapitel separat und jeweils mit 1 beginnend gezählt und entsprechend ausgedrückt wird. Wer sich einen Ausdruck zulegt, sollte also zweckmäßigerweise handschriftlich die für den Computergebrauch notwendigen Seitenzahlen einfügen.

Der in den obigen Hauptabschnitten gebotene Inhalt ist außerordentlich vielschichtig. Beispielgebend sei lediglich einiges angedeutet: der geschichtliche Ablauf, die Leitungsstrukturen, die geologischen Verhältnisse, die unterschiedliche Technologie der Abbauarbeiten und der Aufbereitung der Erze, Umweltfragen, die Beschaffenheit jeder einzelnen Lagerstätte und die Ergiebigkeit der Uranausbeute, die Arbeitsbedingungen, das Gesundheitswesen, Personalfragen, die Technologie der Sanierungsarbeiten in den unterschiedlichen Standorten. Insgesamt enthält die CD-ROM vieles andere mehr, das hier nicht im Einzelnen aufgeführt werden kann. Es handelt sich auf jeden Fall um den bisher informativsten Überblick zur Geschichte der Wismut.

Hervorragend ist die umfangreiche Einbeziehung recht aussagekräftiger Statistiken (so weit entsprechende Zahlen überhaupt bekannt sind), Schemata, farbiger Abbildungen von Betriebsanlagen und der Orientierung dienenden Lageplänen bedeutender Förderstandorte. All das bietet hervorragende Vertiefungen der im Text vermittelten Fakten und Einsichten. Ungeachtet der Tatsache, dass es sich bei der Chronik noch nicht um eine abschließende und erschöpfende historische Darstellung handelt, die auch Zusammenhänge und Wertungen vermitteln muss, bietet das umfangreiche Gesamtwerk einen substantiellen Zugriff für jeden, dem es um eine tiefere Beschäftigung mit dem Phänomen des unter sowjetischer Regie initiierten Uranbergbaus in der DDR geht.

Wer allerdings über das vorgestellte Werk hinaus einen anschaulichen Einblick in das Leben beim Uranbergbau in Sachsen und Thüringen gewinnen will, der sei auch auf die zur Bundesgartenschau 2007 in Ronneburg/Gera auf zwei CD-ROMs erschienene Filmdokumentation „Die Wismut – terra incognita“ hingewiesen, die wie die obige Chronik möglicherweise noch bei der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit der Wismut GmbH (Jagdschänkenstraße 29, 09117 Chemnitz, Tel. 0371-8120150) zu erhalten ist.

Prof. Dr. Hans Otto Gericke, Magdeburg

Walter Werner gestorben – ein persönlicher Nachruf

Walter Werner (geb. 03.06.1931 in Brandau/CSR, gest. 10.11.2008 in Seiffen; Abb. 1) war 47 Jahre alt, als wir uns kennenlernten. Die Bergakademie Freiberg war 1978 vom International Committee for the History of Technology (ICOHTEC) auserkoren worden, ein Symposium zur Geschichte der Technik unter dem Generalthema Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens durchzuführen. Wir wollten, dass diese Konferenz den Teilnehmern aus Amerika, Asien und Europa in guter Erinnerung bleiben sollte. Insofern begann die Realisierung des Vorhabens schon bei scheinbaren Kleinigkeiten.

Tischkartenständer sollten die Namensschilder der Teilnehmer an den für sie vorgesehenen Sitzplätzen zieren. Die ge- bzw. beschnitzten und gedrechselten Bergmannsfiguren Walter Werners in der vom ehemaligen sächsischen Oberberghauptmann von Herder entworfenen Bergparadekleidung wurden schließlich – noch ein wenig für die Konferenzfunktion zurechtgemacht – dazu auserwählt. Diese Miniaturbergleute brachten von Anfang an eine großartige erzgebirgische Atmosphäre in die wissenschaftliche Tagung.

Natürlich verlor ich Walter Werner in den folgenden Jahren nicht mehr aus den Augen. Bald begriff ich, dass er nicht nur ein erzgebirgischer Volkskünstler von Format war. Bei seiner Arbeit suchte er in das Wesen „seines“ Erzgebirges, vor allem des erzgebirgischen Bergbaus einzudringen. Er empfand als Künstler den Bergbau unter den Bedingungen des Direktionsprinzips wie kein Schnitzer und Drechsler, ja auch wie kein Heimathistoriker oder Erzgebirgsschriftsteller vor ihm. Er studierte und lehrte so immerfort Geschichte. Der Historiker Walter Werner manifestierte z. B. in seinem Schaffen, dass die Geburtsstätte der berühmten kursächsischen Bergparaden eigentlich nicht Freiberg, sondern Dresden war und bleibt.



Abb. 1: Walter Werner (1931-2008)

Sein Schaffen als Volkskünstler und heimatverbundener Historiker vermittelt, dass die Premiere aller Bergparaden am 21. September 1719 anlässlich des Saturnusfestes im Plauenschen Grunde (heute am westlichen Stadtrand Dresdens gelegen!) stattfand (Abb. 2). Einen solchen Bergaufzug hatte es zuvor und auch seitdem nicht wieder gegeben. Er war nicht allein eine mehr oder weniger festliche Parade des sächsischen Bergmannsstandes vor seinem obersten Bergherrn. Vielmehr stellte sich der gesamte sächsische Silberbergbau bei dieser Gelegenheit vor. Diese Schau begann mit der Erzgewinnung und endete mit der Vorführung der Münzmaschine. Man konnte alle montantechnischen Arbeitsprozesse hautnah erleben. Die so dargestellten Technologien waren Hightech der damaligen Zeit, und aufgrund des demonstrierten Maschinisierungsniveaus der einzelnen montanindustriellen Arbeitsprozesse hatte Sachsen in der ganzen Welt keine Konkurrenz zu fürchten. Wirklicher Direktor oder Dirigent des fünfstelligen Belegschaftszahlen aufweisenden und florierenden Bergstaates war kein geringerer als der König von Polen und Kurfürst von Sachsen – volkstümlich ausgedrückt: August der Starke. Die von Walter Werner geschaffene Bergparade zählt heute zu den Exponaten des Deutschen Bergbau-Museums Bochum.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Walter Werner dafür sorgte, dass die Traditionsabteilung Seiffen der heutigen Bergparade es vorzog, sich nicht in der Kluft der Freiburger Bergparade von 1831 zu präsentieren. Denn letztere entstand erst, als der erzgebirgische Bergbau seine technikgeschichtliche Führungsrolle als Resultat der nunmehr auch Deutschland ergreifenden industriellen und bürgerlichen Revolution an andere Industriezweige verlor bzw. verloren hatte.

Auf allen sächsischen Bergparaden präsentiert sich Seiffen noch heute im Uniformschmuck der Parade von 1719. Walter Werner sei Dank! Schade ist, dass seinen Platz als Markscheider in diesem Paradeaufzug nun notgedrungen ein anderer Bergbaufreund einnehmen muss.

Überhaupt hatte es Walter Werner das Haus Wettin angetan. Vorbild war ihm in dieser Hinsicht ein anderer Erzgebirgler namens Wilhelm Walter aus Cämmerswalde bei Seiffen. Dieser hatte am Dresdener Schloss den weltbekannten Fürstenzug auf Meißner Keramik angebracht. Walter Werner war von diesem Kunstwerk begeistert. Schließlich gestaltete er diese einmalige landesherrliche Demonstration noch einmal. Doch unter seinen Händen entstand der Fürstenzug aus Holz, dreidimensional, farbig und bis zum letzten König vervollkommen. Er drechselte, schnitzte und bemalte historisch exakt Wilhelm Walters Figuren. Gefragt nach der Motivation seines Schaffens, entgegnete er: Ohne dieses Fürstenhaus, ohne dessen spezielles Wirken für Bergbau und Hüttenwesen,

ist weder der sächsische Bergbau noch Sachsen selbst zu begreifen – und damit hatte er Recht! Walter Werner wusste, wovon er sprach. Er kroch in den alten Grubenbauen des Seiffener Zinnbergbaues umher und „befuhr“ so alte Bergbau- und Hüttenanlagen. Er arbeitete praktisch als Montanarchäologe. Manche alte Produktionsstätte feierte aufgrund Walter Werners Initiative ihre zweite Geburt als Technisches Denkmal. In zwei Büchern überlieferte er uns und kommenden Generationen seine historischen Erkenntnisse (Werner, Walter/Wächtler, Eberhard: Gedrechselte Geschichte, Chemnitz, 2. Aufl. 2005, sowie Werner, Walter: Seiffen in acht Jahrhunderten – Figuren von Walter Werner erzählen Seiffens Geschichte, Chemnitz 2007). So bleibt er unvergessen ein dem Bergbau verbundener Volkskünstler von hohem Rang, Industriearchäologe und Montanhistoriker, dem wir uns stets verbunden fühlen und dem wir in Dankbarkeit gedenken.

Prof. Dr. Eberhard Wächtler, Dresden/Borken

Abb. 2: Die Bergparade anlässlich des Saturnfestes 1719 im Plauenschen Grund bei – bzw. heute in – Dresden



Tagungen Veranstaltungen

Österreichische Eisenstraße – Exkursion September 2008

Eine gotische Wehrkirche, mitten in der Steiermark. An ihrem Portal, in Stein gehauen, ein mittelalterliches Bildwerk: die Vertreibung aus dem Paradies. Adam muss im Schweiß seines Angesichts sein Brot verdienen – aber er ist nicht als Bauer dargestellt, sondern als Bergmann, der unter dem strengen Blick eines Engels die Hauer schwingt (Abb. 1). Der Ort, in dem die dem Heiligen Oswald geweihte Kirche steht, heißt Eisenerz, gelegen am Fuße des Erzbergs und damit der größten und wohl eindrucksvollsten Erzlagerstätte Mitteleuropas. Schon damals konnte man sich hier keine schwereren Arbeiten vorstellen als Bergbau und Verhüttung – daher vermutlich auch die ungewöhnliche Darstellung.

Eisen – das ist das Leitmotiv einer ganzen Region in Ober- und Niederösterreich und der Steiermark. Im Zentrum steht der bis heute unerschöpfliche Erzberg. Zu dieser eigentümlichen Landschaft führte die letztjährige Exkursion des Vereins der Freunde und Förderer des Bergbau- und Industriemuseums Ostbayern. Ziel war die „Österreichische Eisenstraße“ mit ihren einmaligen Denkmälern europäischer Montangeschichte. Unter Federführung des Arbeitskreises „Mitteluropäische Eisenstraße“ des Montanhistorischen Vereins Österreich entstand ein Verbund von Eisenzentren, zu dem neben Österreich, Tschechien, Slowakei, Polen, Ungarn, usw. auch Bayern und damit auch die Bayerische Eisenstraße zählt. 2007 wurde dieses Netzwerk vom Europarat als „Kulturweg des Eisens in Mitteleuropa“ anerkannt.

Den Auftakt bildete das Schmiedezentrum Ybbsitz bei Waidhofen. Früher arbeiteten hier Bohrer Schmiede, Büchsenmacher, Feilhauer,